

Ein Satz bei Drinks löst eine Recherche zu den eigenen Wurzeln aus. Das Ergebnis überrascht – und bestätigt merkwürdige Erlebnisse in der Vergangenheit. Von *Chiara Eisner*

# Offenbarung in Patagonien

Dass ich jüdisch bin, habe ich erst mit 23 herausgefunden. Womöglich hätte mir schon früher aufgehen sollen, dass meine Wurzeln in einer von Migration geprägten Kultur liegen. Schliesslich haben mich Menschen vielerlei Herkunft mein Leben lang als ihresgleichen angesprochen. Dazu genügte ihnen ein Blick in mein Gesicht. Als ich sein üppiges Angebot älterer Zeitschriften nach einer Dezember-Ausgabe des «Economist» durchsuchte, war sich in Manhattan jüngst ein Kioskverkäufer sicher: «Sie sind bestimmt eine Inderin?» Für drei Dollar das Heft hatte er die besten Preise in meiner Heimat New York City. «Es sind ihre Augen! Zu gross für ein weisses Mädchen.»

Meine Nase ist ebenfalls zu gross für eine weisse Amerikanerin. Sie erhebt sich gekrümmt zwischen meinen dunklen Wangen und zieht immer wieder verirrte Touristen aus dem Libanon, Israel, Iran oder der Türkei an. Eine Ratlose kam gleich in Farsi auf mich zu und hielt mir dabei ihr Handy mit Google Maps ins Gesicht. Für Fremde wie sie sehe ich nach deren Heimat aus. Und in meiner Heimat mache ich den Eindruck, nicht hierher nach Amerika zu gehören. Aber letztlich hat nicht mein Aussehen, sondern mein Nachname den Mann neugierig gemacht, der mich schliesslich auf die Spur meiner wahren Identität gebracht hat.

## Ein Wink des Vorgesetzten

Er war kein Rabbiner, sondern mein Vorgesetzter, als wir vor drei Jahren in der Bar eines der ältesten und vornehmsten Hotels der Staaten sass. Inmitten tiefer Teppiche und samtbezogener Wände hatten Reiche und Mächtige über Generationen hier an edlen Holztischen getafelt und verhandelt. So fragte mich mein Boss mit einem Grinsen: «Was denkst du – konnten sich unsere Vorväter je vorstellen, dass hier einmal zwei Juden sitzen?» Hinter uns schwebten lautlos Kellner mit Fliegen am Hals vorbei. Und niemand hatte Anstalten gemacht, mich in einer frem-

den Sprache anzureden. Schockiert von der Unverfrorenheit des Mannes konnte ich mir nur abringen: «Ich bin nicht jüdisch.» Ich kannte ihn kaum und hatte erst zwei Wochen zuvor in dem Unternehmen angefangen.

Hätte er sich die Mühe gemacht, mich erst einmal zu fragen, hätte ich ihm von meiner Erziehung als Katholikin erzählt. So liess ihn nun wissen, dass ich als kleines Mädchen derart stark katholisch geprägt war, dass ich nicht einmal von einer späteren Heirat geträumt hatte. Ich ging felsenfest davon aus, einmal Nonne zu werden, als Jungfrau zu sterben und später heiliggesprochen zu werden. Dazu hatten mich auch meine in Argentinien geborenen Eltern ermutigt. Beide waren ebenfalls katholisch erzogen worden. Mein Chef liess sich von diesen Erinnerungen nicht überzeugen: «Und wo kommt dann deines Erachtens «Eisner» her?» Meine skeptische Reaktion brachte ihn zum Lachen: «Weisst du nicht, dass Argentinien eine enorme jüdische Gemeinde hat?»

Damit hatte er recht: In Argentinien lebt tatsächlich die grösste jüdische Gemeinde Lateinamerikas. Die ersten Pioniere waren Sephardim, die im 15. Jahrhundert auf der Flucht vor der Inquisition in Spanien gekommen waren. Mitte des 19. Jahrhunderts folgte eine zweite Welle jüdischer Immigranten aus ganz Europa. Und um 1900 retteten sich Juden aus dem Zarenreich vor Pogromen und Restriktionen dorthin. Viele blieben in der Hauptstadt Buenos Aires. Andere gingen in die Landwirtschaft oder wurden sogar Cowboys, die in Argentinien Gauchos heissen. All dies war mir natürlich bekannt. Aber ich hatte nie gedacht, dass ich damit irgendetwas zu tun hätte. Doch bald nach dem Gespräch in der Bar kam die Gelegenheit, der Sache auf den Grund zu gehen.

Meine grössere Familie kam in diesem Winter (dem argentinischen Sommer) wieder einmal zu ihrem Treffen zusammen, das diesmal in Patagonien stattfand. Der Ort lag an einem grossen See, hinter dem schneebe-



deckte Berggipfel aufragen. Wir waren 50 Eisners, also Ansprechpartner genug für meine Recherche: 33 Cousins und Cousinen, 16 Onkel und Tanten plus die italienische Grossmutter, die den ganzen Klan mit ihrem Mann gegründet hatte. Mein Grossvater, der Ur-Eisner, war zehn Jahre vor dem Treffen verstorben. Aber die Erinnerung an ihn war allgegenwärtig in der grandiosen Kulisse. Das fing bei den Flaschenkürbissen mit Mate-Tee zum Frühstück an und ging weiter mit endlosen «Asados», Grillfesten nach argentinischer Art. Bei unserem Musikabend spielte ein Cousin das Cello, das stets Grossvaters Lieblingsinstrument gewesen war. Und seine zwei ältesten Söhne trugen weiter einen Schnurrbart, den der Grossvater nie rasiert hat. Dass unser Treffpunkt in Patagonien ebenfalls einer seiner Lieblingsorte war, sollte eigentlich selbstverständlich sein. Wir waren ihm zu Ehren an den See zurückgekehrt.

Als die Männer gerade einmal nicht am Fischen, Fussballspielen oder Grillen waren, nahm ich einen meiner Onkel beiseite und stellte ihm die grosse Frage. Ja, natürlich



stammte der Grossvater von jüdischen Eltern ab. Seine Mutter war aus Hannover in Deutschland eingewandert, der Vater war in Budapest geboren worden. Mein Onkel konnte sich kaum vorstellen, dass mir das nicht bekannt war. Ich war ebenfalls völlig baff und trug die Frage umgehend einem Menschen vor, der direkt für meine Erziehung verantwortlich gewesen ist, also meinem Vater. Der reagierte mit einem Schulterzucken: Was sollten junge Nachkommen mit diesen alten Geschichten anfangen? Eigentlich ging das niemanden etwas an. Schliesslich sei es dem Grossvater selbst gleichgültig gewesen, dass er Jude war. Soweit jedenfalls mein Vater wusste, ging er nie in die Synagoge und hielt keine Feiertage ein. Wozu also sollte die Familie über diese Dinge reden?

#### **Keine abschliessende Sicherheit**

Die Antwort klang irgendwie vernünftig. Aber die ganze Wahrheit traf sie nicht. Als ich nämlich meiner Grossmutter die gleiche Frage stellte, reagierte sie barsch: «Wer hat dir das denn erzählt?» Dann sagte sie, ihr Mann sei

keineswegs jüdisch gewesen: «Wer dir das erzählt hat, sagt nicht die Wahrheit.» Die Begegnung verwirrte mich schwer. Zurück in New York suchte ich deshalb Rat bei einem Cousin meines Vaters, der in Chelsea lebt. Der sagte mir, das Verbergen von Wahrheit sei keineswegs neu. Unsere Familie hätte auf diese Weise sogar überlebt. Meine Urgrosseltern waren vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs nach Argentinien gekommen; für Juden waren die 1930er Jahre in Europa bekanntlich keine leichte Zeit. Und als sie in Argentinien eintrafen, dachten die Urgrosseltern anscheinend, dass es sicherer wäre, dort zum Katholizismus überzutreten. Damit wollten sie auch ihrem Sohn – meinem Grossvater – das Leben einfacher machen.

Letzte Beweise etwa in Form von Dokumenten fehlen mir. Deshalb kann ich nicht mit letzter Sicherheit sagen, ob wir, die argentinischen Eisners, tatsächlich jüdisch sind. Manche Familiengeheimnisse sterben mit ihren Trägern. Aber seither schenke ich auf meinen Gängen durch Manhattan den Fassaden der alten, schönen Synagogen grössere Auf-

#### **Versammlung zu Ehren des Grossvaters: Familientreffen der Familie Eisner in Patagonien, 2015.**

merksamkeit. Wenn ich jüdische Freunde treffe, frage ich sie nach ihrer Kultur und Religion aus. Und wenn mich Israeli auf der Strasse anhalten und in dem Glauben nach einem Weg fragen, dass ich so aussehe wie sie, nehme ich mir mehr Zeit für eine Antwort. Denn uns könnte so viel mehr verbinden, als ich mir damals bei diesem Gespräch in der Bar hatte träumen lassen.

*Chiara Eisner setzt ihre akademische Ausbildung in Naturwissenschaften und berufliche Erfahrung im Design und NGOs als freie investigative Journalistin mit Sitz New York City ein. Sie hat für den «Economist» in Print und Audio über Wissenschaften, Grossbritannien und Amerika berichtet. Eisner betrachtet sich als authentisch argentinisch-amerikanisch und trinkt ebenso gerne Mate-Tee wie schlechten Kaffee in grossen Mengen.*